mutete, daß es je gegen die Interessen der Landwirtschaft ausgespielt werden könne. Auf das Bemühen, die strenge wirtschaftliche wie politische Unparteilichkeit des Vereins zu wahren, ist es vermutlich zurückzuführen, daß er gerade in der jetzigen Zeit nicht Stellung zu der Frage der Schiffahrtsabgaben nahm, woraus man allerdings nicht schließen darf, daß die einzelnen Mitglieder oder der Ausschuß der Frage kein Interesse entgegenbrächten. Eine Resolution in dieser oder jener Richtung konnte aber nicht gefaßt werden, da die Verhältnisse noch wenig geklärt sind, und vorderhand die ganze Angelegenheit noch auf einen Streit zwischen Parteien hinausläuft, während die Reichsregierung noch nicht öffentlich Stellung genommen hat. Inzwischen ist es vielleicht nicht unangebracht, die sächsischen Industriellen nochmals eindringlich darauf hinzuweisen, daß sie es nicht versäumen mögen, durch zahlreiche Anmeldung sich den ihnen gebührenden Einfluß in der für sie außerordentlich wichtigen Organisation zu sichern. Ist es doch gerade Sachsen, das — wie Oberbürgermeister Beutler treffend ausführte — gewissermaßen ein Bindeglied zwischen den beiden großen mitteleuropäischen Reichen Deutschland und Oesterreich-Ungarn bildet, und das deshalb an fast allen Bestrebungen des Wirtschaftsvereins ein ganz hervorragendes Interesse hat.

* **Abgeblitzt.** Die Sehnsucht der „Kreuz-Ztg.", die im Gegensatz zur „Konservativen Korrespondenz" das Zentrum nicht früh genug wieder als Regierungspartei sehen kann, wird fürs erste schwerlich erfüllt werden. Denn das führende rheinische Zentrumsblatt läßt die „Kreuz-Ztg." kühl abfallen, indem es schreibt:

„Der Versöhnungsplan der „Kreuz-Ztg." mag gut gemeint sein, aber er läßt sich erst nach den nächsten Reichstagswahlen durchführen. Wenn es jetzt dazu käme, müßte sich entweder das Zentrum oder die Regierung demütigen, und das kann man von beiden nicht verlangen."

Die „Kreuz-Ztg." wird sich also noch eine gute Weile gedulden müssen. Oeffentlich besitzt sie politischen Stolz genug, um nach solcher Abweisung die Häufung von Liebesdiensten gegenüber dem Klerikalismus einzustellen. Zur Enthaltsamkeit in der angegebenen Richtung müßte sich das genannte konservative Blatt auch dadurch bestimmen lassen, daß die „Köln. Volksztg." ihre oben wiedergegebene Abfertigung mit dem Zusatz würzt:

„Man kann sich in solchen Dingen auch nicht von der „Kreuz-Ztg." beraten lassen, die ein starkes Interesse daran hat, daß die Reichstagsmehrheit, in der die Konservativen die erste Geige spielen, nicht völlig abhängig von den Freisinnsstimmen ist. Die „Kreuz-Ztg." möchte mit einer doppelten Mehrheit operieren und Zentrum und Freisinn gegeneinander ausspielen, damit in allen Dingen der Wille der Konservativen geschieht."

Verglichen mit dem Zuckerbrot, welches die „Kreuz-Ztg." in bezug auf die liberale Landtagskandidatur des katholischen Pfarrers Grandinger dem Zentrum dargeboten hat, schmeckt dieser trockene Hinweis für konservative Zungen sicherlich recht bitter.

* **Die Bombenaffäre im Offenbacher Polizeigebäude** scheint nunmehr ihre Aufklärung zu finden. Gestern früh wurde in Offenbach der Schuhmacher Adam Sänger aus Friedrichroda verhaftet, der in hiesigen Wirtschaften allerhand Aeußerungen getan hat, die darauf schließen lassen, daß er die Bombe gelegt hat. Sänger ist ein bekannter Anarchist und wird seit längerer Zeit steckbrieflich verfolgt.

* **Der Besuch englischer Journalisten in Deutschland.** Aus Hamburg wird gemeldet: Die Rundfahrt der englischen Journalisten durch die Stadt wurde am Hafen unterbrochen. Hier nahm der Tender „Willkommen" die Gäste auf und brachte sie nach einer Rundfahrt durch den Hafen zu dem im Kuhwärder Hafen liegenden Dampfer „König Friedrich August", einem der schönsten Schiffe der deutschen Handelsflotte. An Bord des Dampfers begrüßte Generaldirektor Ballin jeden einzelnen der Gäste. Bei dem Frühstück, das sich an die Besichtigung des Dampfers anschloß, brachte Mr. Brimelow („Evening News", Bolton) den Dank der Journalisten zum Ausdruck und schloß mit einem Hoch auf die Hamburg-Amerika-Linie und Generaldirektor Ballin. An Bord des „Willkommen" begaben sich die Gäste nach dem Frühstück nach den Landungsbrücken und setzten am Bismarck- und Roland-Denkmal vorbei die Rundfahrt durch die Stadt fort.

Kleine Nachrichten. Der deutsche Gesandte in Bern hat gestern die Ratifikationsurkunde des am 6. Juli 1906 in Genf abgeschlossenen Abkommens zur Verbesserung des Loses von Verwundeten und Kranken bei den im Felde stehenden Heeren namens des Reiches in Bern hinterlegt. — Aus Barcelona traf in Berlin eine aus drei Offizieren bestehende Deputation des Dragoner-Regiments „Numancia" ein, dessen Chef der Kaiser ist. Die Deputation wird an der Frühjahrsparade teilnehmen.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

* **Zionisten.** Wir hatten gestern bei der Besprechung einer Nachricht über antisemitische Unruhen in Galizien unserer Verwunderung Ausdruck verliehen, daß die dortigen Zionisten es für angezeigt halten, durch Sonder-Kandidaturen für den Reichsrat die Gefühle der nicht-jüdischen Bevölkerung unnötigerweise aufzuregen. Wir erhalten darüber von einem hiesigen Herrn folgende Zuschrift: „Eine „zionistische" Partei als solche ist in dem österreichischen Wahlkampf nicht aufgetreten. Dagegen existiert allerdings unter den nationalen Parteien Oesterreichs auch eine „Nationaljüdische Partei", als deren Vertreter die in den Zeitungen als Zionisten bezeichneten Abgeordneten gewählt sind. — Es ist nicht einzusehen, warum nicht die jüdische Nation in Oesterreich gleich der polnischen, ruthenischen, kroatischen, slowakischen, serbischen, rumänischen, italienischen, tschechischen und deutschen Nation ihre eigenen Vertreter in den Reichsrat senden soll." — Indem wir dem Herrn Einsender für seine Berichtigung bestens danken, unterlassen wir doch nicht, hinzuzufügen, daß unserer Ansicht nach die Proklamation einer „jüdischen Nation" Wasser auf die Mühle des Antisemitismus ist und auch gewiß von der Mehrzahl der reichsdeutschen Juden nicht gebilligt wird. Außerdem sind wir der Ansicht, daß im dringenden Interesse des uns eng verbündeten Kaiserstaates im Gegenteil ein Aufgeben der „Nationen" in einer gemeinsamen österreichischen Staatsidee gewünscht werden muß, keineswegs aber die Zahl dieser „Nationen" noch überflüssigerweise vermehrt werden darf. Die österreichischen Juden würden sich ein historisches Verdienst erwerben, wenn sie als Bannerträger der Reichsidee Schulter an Schulter mit den zu eben dieser Reichsidee herangereiften Männern der anderen Nationalitäten marschierten. Befähigt sie doch auch ihre deutsche Sprache hervorragend dazu, den Anhängern einer Reichssprache, welche die deutsche sein muß, wertvolle Dienste zu leisten.

Frankreich.

* **König Haakon.** Der König von Norwegen hatte gestern im norwegischen Gesandtschaftshotel den Präsidenten und seine Gemahlin zum Frühstück geladen, an dem auch der Ministerpräsident Clemenceau und der Minister Pichon teilnahmen. König Haakon empfing vormittags das diplomatische Korps und stattete dann dem früheren Präsidenten Loubet einen Besuch ab.

* **Ministerrat.** Der Ministerrat beriet gestern über die Entlassung der Mannschaften der Jahresklasse 1903, die auf den 17. Juli festgesetzt wurde, und über die Weinbaukrise.

* **Die Winzer-Demonstration.** Der Aufmarsch der Viertelmillion von Carcassonne macht nicht bloß die Regierung, sondern auch die breiteren Schichten der gesamten Bevölkerung nachdenklich. Die zündende Ansprache Marcellin Alberts, welche, an das heroische Zeitalter der Albigenser erinnernd, mit den Worten schloß: „Der Süden will sein Recht und wird sein Recht erreichen!" schließt jeden Zweifel aus, daß es den südlichen Departements mit ihren Drohungen der Steuerverweigerung und gewaltsamer Verhinderung des Eintritts staatlicher Organe in die Gemeindeämter ernst ist. Man wird nächsten Sonntag in Nimes (so verkünden die Führer) noch stärkere Drohungen vernehmen. Schon Sonntag rühmten sich Albert und Genossen, daß die uniformierten Söhne und Brüder der Manifestanten niemals gegen die gerechte Sache marschieren würden. Der imposante Aufzug war musterhaft geleitet. Alle diese schwergewohnten, sangesfrohen Südländer zeigten in ihrer Haltung, daß die ihnen vorangetragenen Embleme mit den die Notlage trefflich charakterisierenden Aufschriften doch etwas mehr sind als Reklameschilder für künftige Kammerwahlen. Bedauerlicherweise ist von seiten der Volksredner, welche sich auf eine vernichtende Kritik der Regierungsvorschläge beschränkten, irgend ein unmittelbar ausführbarer Vorschlag gemacht worden. Die kurzen Andeutungen, welche über die noch zu verschärfenden Maßnahmen bei dem allgemeinen Verkauf von Zucker über 15 kg fielen (es handelt sich nämlich darum, die sogenannte Sucrage des Weins zu verhindern), haben schon heute die Wirkung, nicht bloß die Weinproduzenten des Ostens und des Zentrums von Frankreich zu empören. In noch viel höherem Grade fühlt sich der Zucker produzierende Norden durch dieses Verlangen getroffen, welches doch nur eine der bescheidensten Forderungen des Südens darstellt. Die Regierung, in welcher der Süden gegen alles Herkommen nur sehr schwach vertreten ist (durch Minister Doumergue und Clemenceau, Albert Sarraut), wird im nächsten Ministerrate die Gesamtlage im Süden eingehend prüfen und vor allem zu erreichen suchen, daß das sogenannte Ultimatum, welches am 10. Juni als Beginn der gesetzlosen Aera verkündet wurde, zurückgenommen werde. Auch wird die Regierung zum Antrag der Kammerkommission Stellung nehmen, daß mit dem Auslande Verhandlungen über eine Zollherabsetzung für südfranzösische Weine zu führen seien.

* **Stapellauf.** In Anwesenheit des Marineministers Thomson ist das Panzerschiff „Vérité" gestern glücklich vom Stapel gelaufen. Das Schiff ist fertig bis auf die Bestückung.

Italien.

* **Katholische Reformer.** Soeben ist ein als Broschüre gedruckter offener Brief einer Gruppe italienischer Geistlicher an Papst Pius X. erschienen, in der der jüngere Klerus gegen die „archaische Auffassung" des Vatikans Stellung nimmt und eine zeitgemäße Reform des Katholizismus unter Anlehnung an die moderne Wissenschaft fordert. Der Brief schließt, indem er das Recht des jungen Klerus auf freie Betätigung seiner Anschauungen betont.

England.

* **Unterhaus.** In der gestrigen Sitzung wurden verschiedene Anfragen an Campbell-Bannerman gerichtet über die Absichten der Regierung hinsichtlich des Gesetzes über den Irischen Rat und andere Gesetze, die in dem Programm der Regierung enthalten sind. Campbell-Bannerman ersucht, die Beantwortung dieser Fragen bis zum 3. Juni aufzuschieben; an diesem Tage werde er sie beantworten. — Im weiteren Verlaufe der Sitzung wurden an den Staatssekretär Gladstone Anfragen gerichtet, ob die russischen Sozialisten, die jetzt in London eine Konferenz abhalten, von der Londoner Polizei beobachtet werden und ob die dabei erlangten Informationen der russischen Polizei mitgeteilt werden würden. Gladstone erwiderte, sie würden nicht beobachtet. Die englische Regierung greife niemals störend ein in die persönliche Freiheit in politischer Beziehung. Die Polizei habe indessen ein für allemal die Anweisung, zu verhindern, daß gewalttätige Verbrechen in England oder sonstwo vorbereitet werden. Harcourt legt einen Gesetzentwurf vor, durch welchen für eine vermehrte Anzahl kleiner Landgüter gesorgt werden soll. Harcourt schildert die mit der Entvölkerung des platten Landes verbundenen Mißstände und erklärt, die vorgeschlagene Gesetzesmaßregel solle dieser Entvölkerung Einhalt tun. Die Bill ermächtigt die Grafschaftsräte, Land zur Errichtung kleiner Landgüter zu erwerben entweder durch Pachtung oder Kauf, und zwar nötigenfalls durch Expropriation. Falls ein Grafschaftsrat nicht die von der Bill vorgesehenen Vorkehrungen trifft, soll das Ackerbauamt Kommissare ernennen, die an Stelle des Grafschaftsrates handeln. Die Bill stellt die wichtigste Agrarmaßnahme der Regierung in der gegenwärtigen Tagung vor.

* **Die „Dreadnought".** Eine gewisse Unbeholfenheit, die in letzter Zeit an der Steuerung der „Dreadnought" beobachtet wurde, hat sich nach Ankunft des Schiffes in Portsmouth aufgeklärt. Es wurde eine starke Beschädigung des Backbordsteuers festgestellt, deren Ursache noch unbekannt ist. Vermutlich ist der Schaden durch treibende Trümmer entstanden.

Rußland.

* **Ein Attentat der schwarzen Bande.** Als der Polizeikommissar Panassjuk in Odessa eine Straße passierte, begegnete ihm ein junger Mann, der einen Sack über die Achsel geworfen hatte und langsam einherging, ohne die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Als er zwei Schritte vom Kommissar entfernt war, holte er aus dem Sack einen zylinderförmigen Gegenstand hervor und warf ihn Panassjuk vor die Füße. Es erfolgte eine heftige Explosion, infolge deren dem Kommissar beide Beine abgerissen wurden, so daß er alsbald verschied. Seine Gehilfen, ein Revieraufseher und drei Schutzleute, wurden schwer verwundet. Mitverschworene des Bombenwerfers, ein Mädchen und ein junger Mann, schossen auf die Schutzleute, welche die Verfolgung des Attentäters aufnahmen. Es gelang schließlich, den Bombenwerfer festzunehmen. Wie verlautet, ist es ein Bauer namens Tscherkow aus Podolien, der schon vor Monaten in Odessa eingetroffen sein soll, um das von der „Schwarzen Bande" über Panassjuk gefällte Todesurteil zu vollstrecken.

Marokko.

* **Die Deutschen.** Nach einer in Tanger eingetroffenen Nachricht verschob die deutsche Kolonie in Marrakesch ihre Abreise bis auf weiteres.

Kuba.

* **Mr. Tafts Besuch.** Mr. Taft ist vor einiger Zeit mal wieder 3 Tage in Havana gewesen, um dort Stimmung für Uncle Sam zu machen. Da er den Jago-Rat: „Tu Geld in deinen Beutel!" gewissenhaft befolgt haben dürfte, so scheint es ihm auch nicht übel geglückt zu sein, besonders in den Kreisen der „konservativen" Partei, die auf der vom Yankee heiß begehrten Antille genau so patriotisch empfinden und handeln, wie die gesinnungsverwandte Partei des alten Karthago zu Hannibals Zeit. Eine seit geraumer Zeit im Sinne des Herrn Taft schreibende Korrespondenz enthält einen längeren Bericht über die gegenwärtige Lage auf Kuba, den wir wiedergeben als ein Stimmungsbild aus den Kreisen jener Kubaner, welche nicht für ihr Vaterland fühlen, oder auch aus Kreisen der eingewanderten Amerikaner selbst. Es heißt in der Korrespondenz: Mr. Taft ist das Kunststück gelungen, allen Parteien zu gefallen; schon dieser Erfolg ist bemerkenswert. Mr. Taft hat mit Liberalen, Konservativen, Republikanern gesprochen, hat die führenden Männer der Gemeindeverwaltung angehört, mit Geschäftsleuten und Bankiers, mit dem Kaufmann und dem Rechtsgelehrten Zwiesprachen gehabt und auf diese Weise einen Einblick erhalten, der ihn wohl befähigt, zweckentsprechende Winke für die Zukunft zu geben. Das hat er in der Tat ausgeführt. Am Tage nach seiner Abreise veröffentlichten die Blätter ein Schreiben, das er am 10. d. M. an den Gouverneur Magoon gerichtet hat. Er deutet das Ergebnis seiner Beobachtungen in sieben Sätzen an. Zunächst bemerkt er, Präsident Roosevelts Auffassung der Lage sei noch dieselbe, die er gehabt habe, als die vorläufige Regierung eingesetzt worden sei, das heißt: Kuba müsse eine gerecht gewählte Regierung erhalten, sobald es die Bedingungen und die Ruhe des Landes zulassen, und die Stetigkeit der zu errichtenden Regierung sicher ist. Als erfahrungsmäßige Grundlage für diese Wahlen sei aber zunächst eine Volkszählung nötig. Dann empfehle es sich, Gemeinde- und Provinzwahlen vorzunehmen, um festzustellen, ob nach den dabei gemachten Erfahrungen die Wahlen zum Kongreß und für die Präsidentschaft erfolgen können. Mr. Taft hält vier Monate nicht für ausreichend, um die zu einer Wahl nötige Volkszählung auszuführen. Es sei darum unangebracht, schon jetzt einen bestimmten Zeitpunkt für die Vorwahlen festzusetzen. Die Hauptwahl könne nach seiner Meinung binnen sechs Monaten nach den Vorwahlen erfolgen. Aus diesen Fristen läßt sich erkennen, daß die amerikanischen Truppen kaum vor dem Juni nächsten Jahres weggehen werden. Diese Aussicht ist den Besitzern der Tabak- und Zuckeranlagen sehr angenehm!! Sie brauchen nicht zu befürchten, daß, so lange die Besatzung anwesend ist, größere Ruhestörungen eintreten. Mr. Taft erwähnt in seinem Schreiben nichts von einer amerikanischen Schutzherrschaft. In seinen Gesprächen hat er aber wohl gelegentlich etwas von einer Unterstützung durch die Vereinigten Staaten angedeutet. Die Meinungen über diesen Punkt sind geteilt. Während einige behaupten, er habe gesagt, der kubanische Freistaat werde in seiner vollen Macht wieder hergestellt, glauben andere doch an einer Art amerikanischer Oberaufsicht. Die erste Auslegung entspricht den liberalen, die zweite den konservativen Wünschen.

Südafrika.

* **Arbeiterelend in Transvaal.** Trotzdem die Goldminenindustrie Transvaals über mehr rohe Arbeitskräfte verfügt denn je, und obwohl die tägliche Goldproduktion so groß ist, wie nie zuvor, ist die Zunahme der Arbeitslosigkeit und Armut unter den Weißen bei weitem die bemerkenswerteste und zugleich bedauerlichste Erscheinung. So offenkundig und unabweislich ist die Not, daß sowohl die städtischen Behörden als die Regierung es mit Stillschweigen geduldet haben, daß vor einiger Zeit mehrere hundert Arbeitslose von einem für landwirtschaftliche Ausstellungen reservierten Gelände Besitz ergriffen und dort ihre Zelte aufgeschlagen haben. Die größte Not dieser Arbeitswilligen wurde durch die hochherzige Spende von 100 000 ℳ seitens eines Minenmagnaten (J. B. Robinson) gelindert; aber auch diese Summe geht zur Neige, und da weitere Unterstützung nicht in Aussicht steht, beschlossen die Arbeitslosen, durch einen Marsch nach Pretoria — 70 km — die Regierung durch Augenschein vom herrschenden Elend zu überzeugen. Im Namen der Regierung hat der Staatssekretär Smuts den Demonstranten einen sympathischen Empfang in Aussicht gestellt; und derselbe Herr Robinson hilft durch angemessene Verpflegung den Wanderern über die Strapazen und Beschwerden des nicht zu unterschätzenden Unternehmens des Marsches der Arbeitslosen nach Pretoria hinweg.

China.

* **Die Unruhen.** Unzufriedene Eingeborene griffen Tschaunglou und Tangtschung, zwei wohlhabende Dörfer im Tschinghai-Distrikte an; die Bewohner flüchteten nach Swatau. Man nimmt an, daß die Unruhen mit der Besteuerung in Zusammenhang stehen.

Feuilleton.

Ein Besuch in den persischen Türkisminen.

Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil jener in zartem Himmelblau aufleuchtenden matten Edelsteine, die in den Fenstern der Schmuckwarenläden in allerlei anmutigen Fassungen als Ringe, Broschen oder Kolliers ihren stillen, vornehmen und unaufdringlichen Reiz entfalten, sind echte Türkise. Eine große Anzahl dieser hellblauen Schmuckstücke sind kunstvoll aus sorgsam gefärbtem fossilen Elfenbein gefertigt, andere wieder sind zwar echte Steine, zeigen dem Kenner aber eine Menge entwertender Schönheitsfehler. Denn noch heute gibt es in Europa wenige Edelsteinkenner, die sich auf die Schönheit des Türkises verstehen, ja selbst die Juweliere stehen dem orientalischen Stein bisweilen naiv gegenüber, und im Westen, in den Zentren europäischer Eleganz, werden seltsamerweise gerade jene lichteren Farbtönungen bevorzugt, die dem Kenner, der die in einem dunklen Himmelblau aufleuchtenden Steine schätzt und sucht, als ein Zeichen geringeren Wertes erscheinen.

Die schönsten der echten Türkise kommen noch immer aus Persien; zwar werden noch an manchen Stellen, wie z. B. am Sinai oder in der Kirgisensteppe, vollkommene Türkise gefunden, allein die Ausbeuten dieser Stätten sind gering und kommen neben denen der persischen Minen kaum in Betracht. In der Provinz Chorassan, dem nordöstlichen Teile des persischen Reiches, liegen die größten Türkisminen, und von hier aus wird die Welt mit den schönsten orientalischen Türkisen versorgt. Bis vor wenigen Jahren wurden diese Minen von der persischen Regierung ausgebeutet; seitdem aber werden die Fundorte an Privatunternehmer verpachtet, die mit allen Mitteln fremde Besucher von den Minen fernhalten. Trotzdem ist es dem Engländer C. C. Ringler Thomson gelungen, die Minen zu besichtigen; ein hoher Staatsbeamter und ein Bankier in Meschhed, die die Minen gepachtet hatten, versahen ihn mit Empfehlungsbriefen an ihren obersten Beamten, und nach manchen zum Teil recht komischen Zwischenfällen mit dem echt orientalischen Machthaber setzte Thomson es durch, den ganzen Betrieb zu sehen. Im „Windsor Magazine" gibt er nun eine fesselnde Schilderung dieses Besuches. Mit acht Bedienten war Ringler Thomson von Meschhed aufgebrochen und nach dreitägiger beschwerlicher Reise über die Binaludberge traf er im Maaden, dem Minendistrikt, ein. Er hatte zunächst mit den üblichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die persische Beamten Fremden in den Weg legen; aber durch sein energisches Auftreten gelang es ihm, den Hochmut des Oberbeamten zu beugen, und er wurde von diesem selbst zu den Minen geleitet. Wir besuchten, so erzählt Thomson, zuerst das Reichswerk, übrigens das einzige, das mit einigem Nachdruck betrieben wird und das die meisten Steine liefert. Es liegt fast auf dem Gipfel eines Hügels, und wir mußten absteigen, um hinaufzukommen. Ich konnte mich bald überzeugen, daß hier in der primitivsten Weise gearbeitet wurde. Durch ein altes Holzrad, das durch Treten gedreht wird, werden die Steinstücke, in einem Sack aus Ziegenfell, gefördert. Drei Leute arbeiteten hier. Wir betraten dann die Mine. Im Schachte fanden wir ein halbes Dutzend Männer, die mit kleinen Hämmern die Steinstücke aus der Wand schlugen und in die kleinen Säcke warfen. An anderer Stätte arbeiteten wieder sechs Mann und leerten den Schutt. Ein paar Aufseher standen dabei und überwachten die Arbeiter, damit keiner Türkisen beiseite schaffe; zumindest nicht ungesehen, da die Aufseher an dem Raube später doch partizipieren. Eine Menge Säcke wurden hier mit Türkisen gefüllt; allein, wie ergiebig die Mine auch ist, die Farbe ihrer Steine ist nicht sehr zuverlässig und neigt stark zum Verblassen. Nach und nach besuchte ich alle Minen. Es mögen ihrer mehrere Hundert sein; aber weder der Beamte, noch die Arbeiter kannten sie alle. Acht oder neun von dieser Unzahl waren einstmals bedeutend, aber inzwischen sind sie eingefallen oder so gefährlich, daß niemand mehr in ihnen arbeitet. Fünf oder sechs von kleinerem Umfange werden noch betrieben, der Rest sind eigentlich nur kleine, wenige Meter tiefe Löcher, die nur ein Mann betreten kann.

Als die Regierung die Minen noch verwaltete, war wenigstens der Betrieb geregelt; es wurden große Schächte angelegt und für Luftzuführung gesorgt; aber seitdem die Pächter hier wirtschaften, ist alles in Verfall geraten. Das ist weiter kein Wunder, müssen die Unternehmer in jeder Minute doch gewärtig sein, die Erlaubnis zu verlieren. Man brach also in den Felsen, wo immer auch nur sich Türkisen zeigten; und es dauerte natürlich nicht lange und die Minen stürzten ein. Die alten Minen waren zum Teil von riesigem Umfang, die alte Kakimine z. B. besaß einen senkrechten Schacht von 250 Fuß Umfang und 60 Fuß Tiefe, aber alles ist jetzt verschüttet. Vielfach wird nun an der Oberfläche des Schuttes gearbeitet. Für eine kleine Summe erhält jedermann die Erlaubnis, auf eigene Rechnung zu schürfen; Männer und Frauen graben hier und sieben, und in der Regel gewinnen sie dabei auch ihren dürftigen Lebensunterhalt, immer in der Hoffnung, daß ein besonderes Glück ihnen doch eines Tages einen seltenen Fund bescheren möge. Ich engagierte vier Arbeiter, die unter einem Aufseher für mich schürften, aber natürlich ohne Erfolg. Der Oberbeamte war so ehrlich, mir das zu erklären: wenn ein Arbeiter einen Stein findet, so schafft er ihn natürlich beiseite. Wird es nicht gesehen, so ist es gut; gewahrt es aber der Aufseher, so muß der Raub geteilt werden. Das Aussehen des Aufsehers bestätigte übrigens diesen Verdacht ohne weiteres. Unter den Tausenden von Steinen, die gefördert werden, sind solche von vollkommener Schönheit eine Seltenheit. Aber auch die fehlerhaften Steine finden raschen Absatz, und fast jeder Orientale besitzt irgend einen Türkis. In Europa sind ja seltsamerweise auch gerade die minderwertigen Steine, die grüngesprenkelten, beliebt geworden. Ein vollkommener Stein ist von dunkel himmelblauer Färbung, nicht hellblau, wie die meisten in Europa getragenen. Aber neben der dunklen Tönung muß er noch eine Eigenschaft haben, die schwer zu beschreiben ist; der Perser nennt sie „Jât". Es ist das der seltsam matte, träumerische Glanz, der dem Türkis fast das Aussehen eines Steines nimmt und die Materie in duftige, schleierartige Farbe aufzulösen scheint. Der kleinste grüne Tupfen macht einen Stein wertlos. Dabei ist der Türkis ein Stein, bei dessen Ankauf der Laie oft die schwersten Enttäuschungen erleben kann. Viele der geringeren Steine zeigen anfangs eine schöne tiefe Farbe, die dann aber rasch verbleicht. Bei einem guten Stein ist das ausgeschlossen. In Persien hütet sich der Kenner daher auch sorgsam davor, einen Stein zu kaufen, den er nicht erst mehrere Tage zur Beobachtung bei sich liegen gehabt hat.

*

* **Berliner Theater.** (Königl. Schauspielhaus: Björnsons „Fallissement" 27. Mai 1907.) Die Farben, die an dieser Geschichte eines Zusammenbruches mit moralischen Konsequenzen vor mehreren Dezennien lockten, sind heute stark verblaßt. Aber auch heute ist „Ein Fallissement" noch das effektreiche, französischer Technik geschickt abgelauschte Theaterstück, das Konsul Tjäldes Revolverszene aufragend in die Mitte setzt, den alten Advokaten Berent, der sich vor dem Revolver nicht fürchtet, triumphieren läßt, ein Theaterstück, das seine Figuren naiven Zuschauern äußerlich schwarz oder äußerlich weiß zeigt und dann durch den biblischen Ausklang langweilt, da endlich das Gute belohnt wird und Tjäldes niedergebrochene Kaufmannschaft sich zu geläutertem Glanze erhebt. Das „Königliche Schauspielhaus" brachte jetzt — mit ziemlicher Verspätung — das Stück, das zur gleichen Zeit eines der Schiller-Theater mit leidlichem Anstand seinen Gästen vorsetzt. Und aus Herrn Barnays Truppen ist namentlich Herr Kraußneck zu nennen, der den Tjälde vor dem Ruin fest, starr, unbeugsam und verschlossen spielt, dann in der Unterredung mit dem Advokaten die Brutalität der Verzweiflung findet, bis er, schlaff, erschöpft, gänzlich gebrochen, alle durchlittene Qual dreier schwerer Jahre jäh sichtbar werden läßt. Die sanfte Milde, die zufriedene Besonnenheit, die endlich Herr Kraußneck zum Schluße seiner Karriere als Konsul findet, lindert ein wenig Björnsons patriarchalische Thematik. Herr Pohl als Advokat Berent faßte alle Kraft in dem Augenblick seines Sieges zusammen: hart, kalt, unbeirrt entwickelt er Tjäldes Ruin, kniff die Lippen zusammen, sprach eine ironische Bemerkung, da Tjälde die Konferenz „beinahe tragisch" zu enden drohte. Herr Pohl ließ die Mätzchen, übertrieb vielleicht nur Berents Alter ein wenig, zitterte und schnaufte zu viel, doch wirkte er. Er war besser in der Strenge, als später, da auch er sich ins Idyll einmischt. Tjäldes sanfte Gattin, Frau Butze, hatte Innigkeit genug, um Tjälde sein Schicksal tragen zu helfen, später reichlich Frohsinn, um es zu erklären. Des Kaufmanns beide Töchter hätten freilich die Resultate ihrer Erziehung eindringlicher offenbaren dürfen; Frl. Arnstädt deutete immer nur an, Frau Willig nahm sich Björnsons Pastorendoktrin so sehr zu Herzen, daß sie selbst ausführlich und pedantisch ihre Strafpredigten hielt. Herr Staegemann war ein Prokurist voll Schüchternheit und ohne Pathos, ein armer, gedrückter, verliebter und ehrlicher Sannäs, dem man die schließliche Seligkeit gönnte. Herr Vallentin, das jüngste Mitglied des „Schauspielhauses", ein Leutnant Hamar voll Frechheit, Beschränktheit und Eigennutz. Herr Vaitn als Braumeister Jakobsen übertrieb im Zorn, in der Dummheit, in der Gutmütigkeit, stellte also die Figur heftiger in den Vordergrund, als Björnson es dachte. In der Regie, die gleichfalls Herr Patry führte, hätte — namentlich in der Diner-Szene — Schöneres gegeben werden können. Es war ja ganz gut. Aber auch nicht um eine Idee mehr. K. F. N.

* **Drittes deutsches Bachfest.** (Spezialbericht.) Eine nach Tausenden zählende kunstbegeisterte Festgemeinde füllte am 27. Mai die weiten Räume der altehrwürdigen Georgenkirche in Eisenach, in der man als Vorfeier zur Weihe des Bachmuseums einen erhebenden Festgottesdienst in der zu Bachs Zeit üblichen Weise, unter hervorragender Mitwirkung der Thomaner, veranstaltet hatte. Den Höhepunkt der musikalischen Darbietungen bildete die Pfingstkantate mit ihren zu Herzen gehenden Soli. In seiner Festpredigt wendete Geh. Kirchenrat Prof. Dr. Rietschel-Leipzig das Schriftwort: „Gott allein die Ehre; denn durch ihn und von ihm und zu ihm sind alle Dinge", auf den Werdegang Bachs an und zeichnete ein geistvolles Bild von der Bedeutung seiner musikalischen Wirksamkeit. Nach Beendigung des Gottesdienstes erfolgte die feierliche Eröffnung des Bachmuseums. — Das Abendkonzert im „Fürstenhof" erfreute sich überaus zahlreichen Besuchs. Es wurde eröffnet mit der H moll-Suite, deren eigentümlicher Zug in der Verwendung der Flöte besteht, welche als einziger Vertreter der Bläserfamilie dem Streichorchester gegenübergestellt ist. In dem außerordentlich melodiösen Tonstück lebt viel Grazie und Humor. Als künstlerischer Beitrag zur Kulturgeschichte hat es einen ganz besonderen Wert; denn Bach zeigt sich in ihm als ein vollendeter Kenner und Darsteller höfischen Geistes und höfischer Künste, indem er im Werke das geschraubte Wesen der Gesellschaft in der Zeit des Reifrocks und der Perrücke mit behaglichem Humor schildert. Die tadellose Wiedergabe des umfangreichen Werkes zeichnete sich aus durch eine liebevolle und sorgliche Behandlung der Details und ließ die starke nachschaffende Individualität Prof. G. Schumanns in schönstem Licht erscheinen. Eine Meisterleistung allerersten Ranges boten Ernst von Dohnányi und Prof. G. Schumann (Berlin) in der Wiedergabe des C dur-Konzertes für zwei Klaviere und Orchester. Bach, der selbst in den verschlungensten Kunstwerken die Neigung zum Volkstümlichen bald mit grandiosem Humor, bald in kindlicher Naivität durchblicken läßt, hat besonders in diesem Konzert durch Drehen und Wenden der Themen ein schalkhaft-humoristisches Werk geschaffen, das seinen Höhepunkt in dem fröhlichen Studententhema findet und enthusiastischen Beifall auslöste. Das leichtverständliche E dur-Konzert für Violine und Orchester mit seinen klaren Themen erschien durch die Bearbeitung Max Seifferts, bei der zwei Klaviere mit zur Verwendung kamen, in neuem Lichte. Der 76jährige Künstlergreis, Professor Dr. Joachim, spielte das Konzert mit edlem vornehmem Ton und tiefem, seelischem Empfinden. Nicht endenwollender Beifall durchbrauste das Haus, als der gefeierte Künstler, der außerdem noch die beiden Klavierkonzerte mit großer Umsicht leitete, geendet. — Durch die Motette: „Singet dem Herrn" brauste der herrliche Strom der rhythmischen Melodie wie durch ein Meer von harmonischen Wogen; es beherrscht das Ganze ein Schwung, ein Feuer, ein Reichtum der Musik, dazu eine Kunst des Satzes, daß das Auditorium geradezu enthusiasmiert war und in laute Bravorufe ausbrach, als der wunderbar wirkende Gesang der Thomaner verklungen. Der minutenlang anhaltende Beifallssturm legte sich erst dann, als sich Prof. Schreck und seine stimmgewandten Sänger zu einer Zugabe („Dir, dir Jehovah") verstanden. Vielfach ernste Themen bietet das darauf folgende bekannte D moll-Klavierkonzert, dessen thematischen Gehalt Prof. G. Schumann in unvergleichlicher Meisterschaft klarlegte. — Das 2. Brandenburger Konzert in F dur, das mit seinen singenden, sehnsüchtig-träumenden Melodien der Soloinstrumente, seinem gemütlich-fröhlichen Scherzo und seinem rauschenden Tutti geradezu eine Welt von Formen vom kleinsten architektonischen Gebilde bis zum erhabenen Monumentalbau darstellt, bildete in mustergültig vollendeter Darbietung den Schluß des bedeutsamen Konzertes. Um das Wohlgelingen dieser Schlußnummer machten sich außer der großh. Hofkapelle zu Weimar, die überhaupt durchweg hocherfreuliche Proben ihrer Tüchtigkeit gegeben, besonders deren Solisten: Hofkonzertmeister A. Krasselt (Violine), Kammermusikus Schönpflug (Flöte), Hofmusiker Geist (Oboe) und Erich (Trompete) verdient. Sämtliche Darbietungen fanden geradezu stürmischen Beifall. Die Solisten, besonders Schumann und Joachim, wurden immer wieder gerufen und mit lauten, lebhaften Bravorufen ausgezeichnet. Dem Konzert wohnten bis zu Ende Prinzessin Marie Reuß nebst Tochter und Prinz Reuß-Köstritz bei.

* **Hochschulnachrichten.** Als Nachfolger von Professor Garrè ist, dem einstimmigen Vorschlag der Breslauer medizinischen Fakultät entsprechend Professor Dr. H. Kuettner aus Marburg berufen worden. Er hat den Ruf angenommen. — Die Universität Göttingen wird in diesem Sommersemester von 2008 Studierenden besucht. Der sehnlichst erwartete zweitausendste Studierende, dem vom Magistrat in Göttingen bekanntlich eine goldene Uhr im Werte von 400 ℳ überreicht werden wird, ist ein Studierender der neueren Sprachen aus Zellerfeld i. Harz.

* **Kleine Chronik.** Aus Krefeld meldet uns ein Telegramm: Gestern mittag wurde hier die französische Kunstausstellung im Kaiser Wilhelm-Museum eröffnet. Als Vertreter der Düsseldorfer Regierung war Oberregierungsrat Mießelck aus Düsseldorf erschienen; ferner nahmen teil der französische Konsul in Düsseldorf Thouvet, Oberbürgermeister Dr. Oehler aus Krefeld und zahlreiche französische Künstler mit ihren Damen. Nach einer kurzen Begrüßung durch Oberbürgermeister Oehler hielt der Museumsdirektor Deneken eine längere Ansprache, in der er die Entwicklungsgeschichte der modernen französischen Malerei und Plastik schilderte. — Albert Bartholomé (Paris), Mitglied des französischen Ehrenausschusses der Ausstellung, dankte den Anwesenden für ihr Erscheinen. An die Eröffnungsfeier schloß sich ein Rundgang durch die Ausstellung, die die besten Werke moderner französischer Meister umfaßt. Am Nachmittag vereinigte die Teilnehmer ein Festmahl. Später fand eine Dampferfahrt nach Kaiserswerth statt. — Von Wilhelm Bölsches Monographie über Ernst Haeckel ist soeben bei Hermann Seemann Nachf. eine Volksausgabe zum Preise von ℳ 1.— erschienen.